

Erfahrungen / Praxis

Gerhard Nachtwei

„Was der Geist der Kirche sagt“

Kirchenerfahrungen im kleineren, nicht weniger bedeutsamen Teil Deutschlands vor, während und nach der Wende

*Wer seine Identität in einer atheistischen Gesellschaft damit bezeugen kann, daß er sagt: „Ich bin katholisch“, und wer in der Kirche, konkret in der Gemeinde vor Ort, seine Heimat gefunden hat, der kann in Zeiten des Um- und Aufbruchs sagen: „Wir bleiben hier“ – nämlich in der völlig abgewirtschafteten DDR –, der bekennt sich glaubwürdig zu einer „Kirche der Katholiken für alle und mit allen“. Aber wie bewältigt die „kleine und arme Kirche“ in den neuen Bundesländern die Angliederung an die reiche Kirche des Westens? Muß nur sie sich ändern, oder müssen es beide Seiten tun, im Sinn einer *ecclesia semper reformanda*? Die Richtung für diese Reform charakterisiert Nachtwei mit der „Rückkehr in die Diakonie, in den Dienst an der Menschheit“ (Delp). Primäre Aufgabe der Kirche ist es, den Glauben an Gott und den Glauben an den Menschen in der Gesellschaft wachzuhalten. Dabei kommt der Ökumene eine besondere Bedeutung zu, und der Autor spricht die Hoffnung aus, daß die Mauern zwischen den Kirchen vielleicht ebenso rasch und überraschend einstürzen wie die Mauer zwischen Ost und West. red*

1. „Ich bin katholisch“ – Kirche als Raum von Heimat und Identitätsfindung

Beim Nachdenken wird mir deutlich: Schreiben vermag und mag ich nicht über die Kirche, sondern nur als Kirche. Ich habe mich immer gefühlt als Subjekt von Kirche. Auch kann ich nicht vorschnell von der Kirchenerfahrung, sondern nur von *meiner* sprechen. Und doch bin ich mir sicher, daß sich in diesen Ausführungen ein wichtiger gemeinsamer Zug der katholischen Kirchenerfahrung in der DDR widerspiegelt. Reflek-

tiert haben wir darüber kaum. Kirche wurde von uns mehr gelebt, als kritisch bedacht. Schon gar nicht fühlten wir uns als kritisches Gegenüber außerhalb der Kirche. Das nahmen uns die kleinen und großen Ideologen des Staates ab, mit zunehmend weniger Erfolg. Die Sicherheit, daß die Kirche im Sozialismus bald absterben würde, schmolz in der SED merklich von Jahr zu Jahr dahin. Meinen Glauben focht es nicht an, was mein Direktor mir in der 5. Klasse (1955) sagte: „In 50 Jahren geht in der DDR kein Mensch mehr in die Kirche.“ Der geistig etwas minderbemittelte Pionierleiter wollte ein besserer Genosse sein und reduzierte diese Voraussage auf 20 Jahre. Was damit erreicht wurde: Der mal stärkere und mal schwächere Druck schmiedete uns Katholiken zusammen. Die Mitglieder unserer katholischen Gemeinde waren meist nach dem Krieg Zugereiste. Es waren einfache und arme Leute. Wir gehörten alle nicht gerade zu den gesellschaftlich Angesehenen. In solcher Gemengelage stellte sich die Frage nach der Identität. Erst als Jugendlicher habe ich im Denken eingeholt, was ich zuvor gelebt hatte. Ich fühlte mich nie als „DDR-Bürger“. Mit diesem Staat konnte ich mich nicht identifizieren. „Eichsfelder“, wo meine Eltern herstammten, war ich nur in den Ferien, die ich vom ersten bis zum letzten Tag dort verbrachte, bis ich nicht mehr hindurfte, weil der Ort meiner Großeltern direkt am Grenzzaun lag. Ich fühlte mich auch nicht als „Bitterfelder“, wo ich geboren war und lebte. Mit dem Begriff „Deutscher“ wußte ich nichts anzufangen. Meine Identität war: „Ich bin katholisch.“

Für viele Katholiken in unseren Gemeinden, die ihre angestammte Heimat verloren hatten, eine Tatsache, die sich immer mehr als unwiederbringlich herausstellte, war die katholische Gemeinde vor Ort (als Konkretisierung der Katholischen Kirche) ihre neue Heimat. Später habe ich vom Soziologen gelernt, daß wir in einer Art Milieu-Katholizismus gelebt haben und daß dies ein auslaufendes Modell sei, das sich nur unter den restriktiven Bedingungen der DDR und einer geschlossenen Diaspora noch länger hätte halten können. Diese soziologische Gegebenheit generell in Abrede zu stellen, wäre kurzfristig. Aber man muß nun das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, es darf

nicht „auslaufen“. Und hier gebe ich wohl die Stimmung vieler „DDR“-Katholiken wieder, daß Kirche zuallererst Raum von menschlicher Nähe, Geborgenheit und Austausch des gemeinsamen Glaubens ist. Kirche darf nicht zu einer fernen und fremden Institution werden. Kirche, das sind konkrete Gesichter. Kirche ist – und hier gäbe es eine lange Kirchenlitanei – z. B. der Pfarrer meiner Kinder- und Jugendjahre, mit dem ich öfter über Kreuz lag, aber bei dem ich stundenlang hocken und mir Hilfen holen konnte, wenn es wieder einmal im Schulunterricht gegen die Kirche losgegangen war. Kirche sind z. B. die Jugendlichen, mit denen ich als Vikar im Sommer zeltete, mit Gruppen meist zwischen 80 und 100 Mädchen und Jungen. Das immer unter einem seltsamen Druck, ob das Zeltlager von staatlicher Seite bis zum Ende unentdeckt blieb. Kirche ist z. B. mein evangelischer Freund Pastor Oskar Brüsewitz, der sich immer Ausgefalleenes einfallen ließ, um Menschen wachzurütteln und auf die befreiende Botschaft des Evangeliums aufmerksam zu machen, bis er sich 1976 mit Benzin übergießt und verbrannt, nicht zuletzt aus Protest gegen die ideologische Erziehung der Jugend in der DDR. Das ist Kirche für mich: Konkrete Menschen mit konkreten Gesichtern, damit ich mein eigenes Gesicht finden kann. Wenn Kirche als Heimat und Ort der Identitätsfindung erlebt wird, lauert zwar immer auch die Gefahr einer Nischen- und Ghetto mentalität. Und doch, wenn pastorale Reflexion nicht theologische Gedankenspielererei heißt, sondern ein Hören auf das, „was der Geist der Gemeinde sagt“, auf den *sensus fidelium*, dann entbirgt sich in dieser Kirchenerfahrung das, was das Zweite Vatikanum „*communio*“ nennt: Ort von Austausch und Begegnung mit Gott und mit den Menschen.

2. „*Gott sei Dank, daß es Christen in der DDR gibt.*“

Diesen Satz konnte man im persönlichen Gespräch selbst von Parteifunktionären hören, etwa wenn sie über Schlamperei und Unehrlichkeit in den sozialistischen Betrieben klagten. Dann wurden Christen als rühmliche Ausnahmen hervorgehoben. Im Sommer 1989, als es fast wie eine kollektive Zwangsneurose über die DDR-Bevölkerung kam, dieses ökonomisch, politisch und ge-

sellschaftlich abgewirtschaftete Land zu verlassen, waren es zuerst Christen, die sagten: „Wir bleiben hier.“ Ich erinnere mich an meine Pfarreinführung in Magdeburg am 3. 9. 1989, bei der ich an die Gemeinde appelliert habe: „Wir wollen nicht den Ausbruch, sondern den Aufbruch wagen.“ Das Katholikentreffen in Dresden 1987, die ökumenische Versammlung 1988/89 und die Gewissenstreue gerade von Kindern, Jugendlichen, Arbeitern, später die immer öffentlicher agierenden oppositionellen Gruppen haben vorbereitet, was dann im Herbst 1989 möglich wurde. Durch die Öffnung der Kirchen, die Organisation von Friedensgebeten waren die Christen in ihrem gesellschaftlichen Engagement so etwas wie die Seele der politischen Veränderungen. Denn die meisten DDR-Bürger hatten den Glauben aufgegeben, daß in diesem Land noch etwas zu verändern wäre. Doch das Wunder brach viel unerwarteter und schneller herein, als wir erwartet hatten. Das so dauerhaft erscheinende DDR-System, das fast nur noch durch Indoktrination und Bspitzelung zusammenhielt, bröckelte und zerbrach. Mauer, Stacheldraht und Schießbefehl wurden über Nacht beseitigt. Die Hochachtung gegenüber den Christen nahm zu. Obwohl Katholiken eine Minderheit in der Bevölkerung darstellten, wurden viele in politische Ämter und Funktionen gewählt. Dabei soll nicht in Abrede gestellt werden, daß zwar prozentual viele Katholiken in der noch gefährlichen Anfangsphase der Revolution aktiv waren, sich aber die offizielle Katholische Kirche zu lange zurückhielt. Innerhalb der Evangelischen Kirche gab es allerdings auch kein einheitliches Umgehen mit dem DDR-Staat und den neuen Reformbewegungen. Doch öffneten sich einige Pfarrer und Gemeinden früher gegenüber den oppositionellen Gruppen und gewährten ihnen Schutz unter dem Dach der evangelischen Kirche. Im Rückblick auf alle diese Erfahrungen sollten wir heraushören, was der „Geist der Gemeinde“ sagt: „Katholische Kirche kann nicht bedeuten *Kirche für Katholiken*, sondern *Kirche der Katholiken für alle und mit allen*.“ „Christ wird man, weil der christliche Heildienst für die Welt von Nöten ist.“ Diese sinngemäß zitierte Aussage Joseph Ratzingers begleitet meine Vorträge über die Chancen und Versäumnisse der Katholischen Kir-

che in der DDR seit 1983. Das Zweite Vatikanum hat die Kirche nicht nur als *Communio*, sondern ebenso nachdrücklich als „*sacramentum mundi*“ bezeichnet. Und Jesus hat auf den Straßen gepredigt, kaum in der Synagoge.

3. *Ecclesia semper reformanda oder die „wendige“ Kirche*

Heute auf das hören, was der Geist der Gemeinde sagt, das bedeutet die „Zeichen der Zeit“ wahrzunehmen und anzunehmen. Die Euphorie der politischen Wende liegt fünf Jahre zurück. Der anschließende Kater nach dem Wunder des Mauerfalls ist am Abklingen. Doch manches stößt manchmal wieder auf. Die Wende ist auf uns selbst zurückgefallen. *Wir* hatten uns zu wenden. Aber es ist leichter sich anzupassen, als sich zu wenden. Anpassung aber ist nicht die „Wende“, die Umkehr, die das Evangelium meint. Christlicher Glaube ist keine bequeme Religion von „Wendehälsen“. Aber haben nur wir aus der DDR Umkehr und Veränderung nötig, nicht auch die Kirche des Westens? Dürfen, ja müssen wir uns nicht auch fragen: Sollen wir unsere eigene Kirchenidentität völlig aufgeben, um die in der Kirche des Westens unter anderen Bedingungen gewachsenen „Identitäten“ zu übernehmen? Und wie bewältigen wir, daß wir als „kleine und arme Kirche“ (Bischof Leo Nowak, Neujahr 1991) einer an Mitgliedern, Geldern, Institutionen reichen Kirche angeschlossen werden? Und wie gehen wir mit der Tatsache um, daß im Westen zwar viel an Papieren, Konzepten, Aktionen produziert wird, aber gleichzeitig von geistlichem Leerlauf, einer immer größeren Kluft zwischen Basis und „Amtskirche“ (ein Wort, das ich zu DDR-Zeiten nicht kannte) die Rede ist? Solche Anfragen setzen sich dem Mißverständnis aus. Deshalb sei festgehalten: Es gibt im Staats-Kirchen-System der Bundesrepublik viele gute Möglichkeiten für eine Mitgestaltung der Gesellschaft aus christlichem Geist. Es ist auch richtig, daß in dem je konkreten Kontext die Kirche nach einer Mitgestaltung der Gesellschaft zu suchen hat, damit sie nicht zur „Sekte“ degeneriert. Aber die Frage muß dann gestellt werden, ob sich durch die Einheit nur für die „Ost-Kirche“ etwas geändert hat, während für die Kirche des Westens alles

beim alten bleiben kann. Ist es unberechtigt, wenn DDR-Christen sich die Kirche des Westens „wendiger“ erhofft hatten? „Hören, was der Geist der Kirche sagt.“ Hören auf das „Kirchengeistbegehren“, sich dem Geist, der das Angesicht der Erde erneuern will, nicht verschließen. Dies macht gerade die Kraft der nicht allein von Menschen „gemachten“ Kirche aus, daß sie sich vom Hl. Geist leiten läßt, und nicht von der Angst, daß ihre heiligen Kühe und heiligen Pfründe geschlachtet werden könnten. Die Kirche ist „*ecclesia semper reformanda*“. Als DDR-Kirche haben wir der Westkirche diese wichtige Kirchenerfahrung voraus: Kirche kann auch unter völlig anderen politischen und strukturellen Verhältnissen existieren. Sie muß deshalb nicht zugrunde gehen. Sie kann sogar erstarken, wenn sie an äußeren Einflußmöglichkeiten verliert (siehe z. B. auch die Aufhebung des Kirchenstaates). Von dieser unserer Kirchenerfahrung her ergeben sich folgende Anfragen an eine „*ecclesia semper reformanda*“, denen wir uns gemeinsam stellen müssen:

1. Soll die Kirche zuerst den Kontakt zu den gesellschaftlich Mächtigen suchen und ihren Einfluß auf die Gesellschaft über politische Ämter, sozusagen von oben her ausüben? Oder soll die Kirche mehr mit denen unten leben, eine Lobby der Armen, der Bedeutungslosen, der Opfer der „Modernisierung“ sein? Als Stachel im Fleisch eines zu schnellen Drängens in die erste Richtung begleitet uns seit der Wende ein Text, den A. Delp vor seiner Hinrichtung im Gefängnis geschrieben hat: „Das Schicksal der Kirchen wird in der kommenden Zeit nicht von dem abhängen, was ihre Prälaten und führenden Instanzen an Klugheit, Gerechtigkeit, ‚politischen Fähigkeiten‘ usw. aufbringen. Auch nicht von den ‚Positionen, die sich Menschen aus ihrer Mitte erringen konnten‘. Das alles ist überholt . . .“ Es wird ankommen auf „*die Rückkehr der Kirchen in die Diakonie: in den Dienst der Menschheit . . . Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, so lange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienst der physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonstwie kranken Menschen.*“

2. Können wir in Zukunft selbstverständlich weiter ausgehen von einer Volks- und

Mehrheitskirche, die allein schon durch ihre Mehrheit Einfluß auf gesellschaftliche Institutionen usw. ausüben kann, oder müssen wir nicht vielmehr der Tatsache ins Auge schauen, daß die Kirche sich auf dem Wege zu einer qualifizierten Minderheit befindet, die vielleicht mehr als eine träge Masse Kernwerte und Kernkräfte in die Gesellschaft einspeisen kann?

Als Kirche der neuen Bundesländer haben wir Langzeiterfahrung mit einer solchen Minderheitensituation. Heute leben ca. 3–5% Katholiken und 15–20% Protestanten bei uns. In Großstädten ist die Zahl noch geringer. In der größten Stadt unseres Bistums Magdeburg gibt der evangelische Superintendent die Zahl der Protestanten mit 71,2% an. Die katholischen Stadtpfarrer meinen, daß die Zahl der Katholiken bei 21,2% liegen dürfte.

3. Die Frage nach einer Erneuerung der Kirche kann nicht durch innerkirchliche Nabelschau, sondern nur durch den unverstellten Blick auf die Herausforderungen unserer Zeit beantwortet werden. „Hören, was der Geist der Kirche sagt“, die „Zeichen der Zeit“ erkennen, bedeutet den Massenatheismus wahrzunehmen. Daß in den neuen Bundesländern sich 61% zum Atheismus bekennen, muß die Gesamtkirche unruhig machen. F. Nietzsche, dessen Grab in unserem Bistum Magdeburg liegt, hat Zweifaches vorausgeahnt, vorausgefürchtet. Er ist wohl im letzten auch daran wahnsinnig geworden: Es kann, es wird eine Zeit kommen, in der erstens Gott dem Menschen stirbt, und zweitens der Mensch dem Menschen stirbt. (In der holprig-direkten Sprache kirchlicher Laienspiele hatten wir 1977 Johannes dem Täufer im Dialog mit dem König Herodes den Satz in den Mund gelegt: „Wenn du dem Menschen Gott entziehst, hört auch der Mensch auf, Mensch zu sein.“)

Ist dies nicht die primäre Aufgabe der Kirche: den Glauben an Gott und den Glauben an den Menschen in der Gesellschaft wachzuhalten? Denn zu schnell kann eine Gesellschaft wie ein Gewässer umkippen und dann biologisch tot sein. Unsere Gesellschaft kippt dann um, wenn nicht mehr genug „selbstreinigende“ Kräfte in ihr sind. Sollte Kirche sich nicht zuallererst von daher verstehen? Dabei wird die Kirche, besonders als

kleine Gemeinde, die befreiende Erfahrung machen, daß Gottes Geist weht, wo er will, auch bei anderen. Von diesem Ansatz her gilt es, Rahners Anregung vom anonymen Christentum für die kirchliche Praxis fruchtbar werden zu lassen.

4. Angesichts einer weithin säkularisierten atheistischen Gesellschaft wird die Ökumene von einer saisonal praktizierten Pflichtübung zu „einer der pastoralen Prioritäten“ (Johannes Paul II. „Ut unum sint“ Nr. 99) des kirchlichen Lebens. Auf dem Magdeburger Kirchentag 1992 wurde mir mit einemmal bewußt: Ich durfte das unglaubliche Wunder erleben, daß zu meinen Lebzeiten die Mauer zwischen den beiden Teilen Deutschlands gefallen ist. Vermag ich nun noch auszuschließen, daß noch zu meinen Lebzeiten die Mauern zwischen den Kirchen fallen? Mit solch einer Wundererwartung, die dem Geist Gottes alles zutraut, bekommt die Ökumene völlig neuen Schwung.

4. Hören, was der Geist der Kirche sagt.

Evangelisation heißt nicht zuerst reden, sondern hören. Hören auf den Geist „im Geist“, wahrnehmen des Geistes Gottes im anderen. Denn Gott war immer früher als der Missionar. Die Kirche muß die Missionierung mehr mit den Ohren als mit dem Mund betreiben. Solche Missionierung nimmt Gott und den anderen Menschen ernst. Das „Kirchenvolksbegehren“ muß (an Haupt und Gliedern) das „Kirchengeistbegehren“ und das „Kirchenvolksbekehren“ zur Voraussetzung haben. Es ist mehr als eine Anekdote, was einem polnischen Priester passierte, der am Beginn der hl. Messe halblaut in die Kirche hineinsprach: „Mit dem Mikrofon stimmt etwas nicht“, und die übliche Antwort der Gemeinde entgegennahm: „Und mit deinem Geiste.“ Mit unserem Geiste stimmt etwas nicht (vom Haupt bis zu den Gliedern), wenn wir „unseren eigenen Vogel für den Hl. Geist halten“ (Kardinal Alfred Bengsch, gest. Berlin 1980). So verhindern wir Bekehrung und Wende in der Kirche, die ein gelebtes Zeichen sein soll des Glaubens an Gott und an den Menschen. Und ist sie nicht gerade dort, wo sie klein und arm ist, in sich selbst schon ein Zeichen der Liebe Gottes zu den Kleinen und Armen, einer Liebe, die niemanden ausschließt?